Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Geld und Geist in der Literatur
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750220

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lage sind, Effekten zum Lombard einzureichen. Diese Lücke ist bedauerlich; es sollte nichts unterlassen werden, was zur Befriedigung des Umlaufskredites mittlerer und kleinerer Geschäftsleute getan werden könnte.

Der europäische Krieg hat auch bei der Schweizerischen Volkswirtschaft allerlei Mängel aufgezeigt. Unser Geld- und Bankwesen musste sich gerechtfertigte, indessen auch viel oberflächliche Kritik gefallen lassen. Was aber die Zukunft alles bringt, liegt heute noch verborgen; und ob die jetzige Rüstung den ehernen Tatsachen eines Krieges im Lande selbst gewachsen wäre, müsste sich erst noch zeigen. Man darf jedoch die Überzeugung hegen, dass das nunmehr errichtete Gebäude finanzieller Kriegsfürsorge ernstesten Ereignissen standhalten könnte. Wenn wir weitere Verlegenheiten auf ökonomischem Gebiet, die uns vielleicht noch bevorstehen, meistern wollen, so ist die Betätigung einer ganz anderen Solidarität notwendig, als die wir bis jetzt kennen lernten.

Wenn je die guten Geister der Nation zu gemeinsamer, geschlossener Aktion aufgerufen werden müssten, so wäre es jetzt. Unsere wirtschaftliche Aktion ist ein System von Maßnahmen, aber es fehlt die Stelle, welche ihre Durchführung prüft und wachsamen Auges verfolgt, was noch alles zum besten der Bevölkerung unternommen werden könnte.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

GELD UND GEIST IN DER LITERATUR

Ein junger Mensch, eben erst mündig geworden, der elterlichen Gewalt los und ledig, frei seinen Neigungen und innersten Gesetzen zu folgen, aber mittellos in die Welt hinausgestellt und auf den eigenen Unterhalt angewiesen: das ist heute die Dichtung, — und ziemlich das selbe gilt von allen Künsten. Wie jung dieser uns gewohnte Zustand ist, davon mag man sich durch Jakob Burckhardts *Welthistorische Betrachtungen* überzeugen lassen. In dieser großzügigen Skizze sind so fundamentale Dinge wie kaum anderswo über den Lebenslauf und die Daseinsformen der Poesie gesagt.

Zwei große Mächte sind es die sie bedingten und erhielten, ja selbst erzeugten: Staat und Religion, und sie teilten sich in die Rolle ungefähr wie Vater und Mutter dem Kind gegenüber. Sie

waren gute und schlechte Eltern, bald hart, bald lässig; verboten und erlaubten am rechten und unrechten Ort; ihre Kinder schmeichelten, liebedienerten, trotzten, umgingen die Gebote und Verbote, litten und freuten sich ihrer Eltern, sogen sie aus und wurden von ihnen unterdrückt, wagten bald ihre Individualität zu behaupten, bald verzichteten sie darauf.

Aus dem Schoß der Religion ist die Poesie enstanden. In ihren kindlichen Dämmerzuständen gehegt worden, gespeist von ihrer Liebe, erfüllt von ihrem Geist; und heute noch, meint Jakob Burckhardt, spreche eine Ahnung dafür, dass alles Dichten im Dienste des Heiligen gewesen und durch den Tempel hindurchgegangen sei. Der Vater Staat, männlicher, herber, rauher, nimmt die junge Kunst unter sein strenges Regiment. Ohne die staatlich-religiösen Veranstaltungen lässt sich die Blüte des attischen Dramas nicht denken; wie der bildenden Kunst, so stellt das Christentum durch Jahrhunderte die fruchtbarsten Aufgaben und die höchsten Ziele. Höfe und Fürsten waren Sammel- und Stützpunkte der literarischen Kultur so gut zur Zeit des Minnesangs, des Sonnenkönigs, wie der deutschen Klassiker. Und dass die zürcherische Republik noch im XIX. Jahrhundert sich ihres größten Sohnes, Gottfried Kellers, helfend annahm, soll ihr unvergesslich bleiben.

Doch über Schutz und Förderung, den großen Aktiven in der Bilanz, vergesse man nicht die Passiven. Index und staatliche Zensur, das mütterliche und väterliche Veto, haben auch heute noch nicht so ganz ihre Macht verloren, dass nicht ein Wedekind mit halbem Recht die Rolle eines Märtyrers spielen könnte. Man erinnere sich der deutschen Flüchtlinge, die das Jahr 1848 in unsere freiheitlicheren Gaue trieb, oder jenes früheren Flüchtlings: Schiller, der einem Karl Eugen entrinnen musste, ehe er in Karl August seinen Mäzen fand. Dante, Aeschylos und andere Größte waren Staatsverbannte. Puritanismus und Calvinismus suchten dem Theater und der weltlichen Literatur die Kehle zuzudrücken. Vollends der Islam, in dem „Staat und Kirche in ein erdrückendes Eins zusammenrannen“, vernichtete Skulptur und Malerei in der Wurzel, verunmöglichte Epos und Drama. Und wenn wir zurückgehen in die ungeheuerlich lastenden Kulturen Aegyptens und des Orients: War es da dem Dichter wohl erlaubt zu sagen, was er leide? was er denke, was ihn erhebe, was er verabscheue? Allgemeiner:

durfte er sich selbst, seine persönliche Seele in Werken offenbaren? Staat und Kirche verfolgten unerbittlich das Individuelle „welches damals für so viele als das Böse gegolten haben wird". Die Geschichte der Kunst ist ein Massengrab verschütteter Saaten, im Keim erstickter Talente, großer Dichterindividualitäten, in welchem Umfange, das wird man sich kaum je vergegenwärtigen können. So ist der Schutzengel der Dichtung zugleich ihr Würgengel.

Aber das Kind erstarkte an der Stütze wie am Widerstand und wuchs den Eltern allmählich über den Kopf. Die französische Revolution bedeutet eine Art von endgültiger Revolte, bis die Eltern besiegt ihr Kind für mündig erklärten, auf ihre Rechte verzichteten und wenigstens die mitteleuropäische Literatur sich Rede- und Gedankenfreiheit eroberte.

Frei ist sie also; die befehlende und helfende Hand ist von ihr fortgezogen. Sie schaut sich um und in ihren Freiheitsstolz schleicht die Bangnis der Verlassenheit. Sie sieht sich plötzlich allein, schutzlos, in einer Welt rastlosen Erwerbs, rollender Maschinen, unerbittlich nüchterner Gewalten. Industrie, Handel, Gewerbe, Verkehr, Militärmacht, Wissenschaft und wie alle die großen Herren heißen, sie gehen ihrer Wege in unbekümmerter Brutalität; sie haben der Kunst nichts zu befehlen und nichts zu bieten; diese sieht sich von ungeheurer Gleichgültigkeit umgeben und den allgemeinen Bedingungen der herrschenden Gegenwart ausgeliefert. In dem Augenblick, wo sie die Garantie ihrer Unabhängigkeit errungen, ist sie in Tat und Wahrheit vielleicht abhängiger als zuvor. Ist sie besser oder schlechter dran? Kaum besser. Aber sie möchte nicht zurück ins Elternhaus, obwohl ihr zartes und adeliges Wesen nicht dazu geschaffen ist, nach Brot zu gehen.

Es wird an die Kunst derselbe Maßstab gelegt wie an jede Leistung. Kann man — glücklicherweise — auch heute nicht Alles für Geld haben, so doch mehr als je zuvor und eben für nichts anderes als für Geld. Es ist die herrschende Macht, der Maßstab unserer Epoche. Und mit ihm soll Poesie, soll Geist gemessen werden! Kartoffeln ihrer Qualität gemäß zu bezahlen ist möglich, auch der Teller, in dem sie liegen, auch der Tisch, worauf der Teller steht, wohl auch die Arbeit des Tischlers. Aber die eines Lehrers? kaum; die eines Goethe? unmöglich. Je geistiger ein Werk, um so inkummensurabler. Übrigens ist die Literatur

noch schlechter dran als die bildende Kunst. Ein Gemälde ist ein realer Gegenstand, gehört einem einzigen Eigentümer und kann zum Spekulationsobjekt gemacht werden; und vielleicht blüht die Malerei heute so üppig und oft so närrisch, weil eine Kunstbörse hier möglich ist. Ein Literaturwerk aber gehört Unzähligen zugleich, und wer nicht Verleger ist, kann höchstens ein sehr geringes finanzielles Interesse daran haben.

Da die Geldherrschaft dem Schriftsteller nicht den Gefallen tut, extra Gesetze für ihn zu erlassen, so ist er auch dem Hauptgesetz des Marktes: dem von Angebot und Nachfrage unterworfen. Bekanntlich steht am sichersten der Produzent, der auf allgemeine und dauernde Nachfrage rechnen kann, und liefert, was das Publikum zur Notdurft des Lebens haben muss, also das Allermateriellste, Lebensmittel, Kleider, Baumaterialien, Licht, Brennstoffe. Aber wie launisch und wechselnd ist der Markt für Luxusgegenstände; da gelten heut Spitzen und morgen Bänder, heut Bauerngeschichten und morgen, wer kann es wissen? Garnisonsromane, Kriminalerzählungen oder exotische Novellen. Denn dass der Schriftsteller den allergrößten Luxus fabriziert, das geht einem auf, wenn man im konfortabelsten Haushalt, wo das letzte Raffinement zu finden ist und auch Pianola und Gemälde zum guten Ton gehören, den kunstvollen Bücherschrank sehr kümmerlich besetzt findet. Wer das liefert, was das Publikum haben muss, kann seine Bedingungen mehr oder weniger diktieren und ein Öltrust oder ein Eisenbahnstreik haben Aussicht auf Erfolg. Aber ein Schriftstellerstreik? Kein Mensch würde darunter leiden, die Zeitungen sich mit ihren Vorräten und Anleihen bei der früheren Literatur behelfen, die wirklich Kunstbedürftigen von den Schätzen der Weltliteratur zehren; denn ein Brot genießt man einmal, die Werke eines Homer hundertmal. Sie gleichen dem Oel, im Kruge der Witwe zu Sarepta: man kann davon zehren, ohne dass es sich vermindert. Davon abgesehen steht es in der Macht des Dichters, seine Gedankenfabrik ohne Weiteres abzustellen. So wenig er Herr des Marktes ist, so wenig der eigenen Produktion.

Je größer die Nachfrage im Verhältnis zum Angebot, um so besser für den Produzenten. In der Literatur aber ist das Angebot zu ungeheuerlicher Größe angeschwollen. Denn neben der Minderheit der geborenen Schöpfernaturen, die zu jeder Zeit und

an jedem Orte hätten reden und schreiben müssen, steht eine breite Mehrheit von Geistesliebhabern, die von der steigenden Kultur getragen und nur durch ihre Gunst und Nachhülfe zu literarischen Produzenten werden. Und endlich der Haufe der gänzlich Unberufenen, das Proletariat. Man kann sagen, die Kunst zieht heute wie ein Licht die Motten an, sie ist eine Verblenderin; denn neun Stunden in der Fabrik oder am Schalter zu sitzen, ist weniger verlockend, als die Liebesabenteuer von Gräfinnen zu beschreiben oder jugendliche Helden zu spielen. Verhehlen wir uns nicht, der Drang zur Literatur ist oft genug unbewusste Flucht und Ausflucht vor der regelmäßigen, nüchternen Arbeit. Jene Ahnungslosen lassen sich nicht träumen, welche Leiden der innere wie der äußere Zwang geistiger Arbeit bedeutet, und wie mancher Rodin sich heimlich wünschte, Steine klopfen zu dürfen. Sie wollen die Lust der Kunst, ohne zu fragen, wie teuer sie erkauft wird. Gottfried Keller, der Verehrer des soliden Handwerks, konnte nicht genug vor dem „unseligen Aufstacheln zur Kunst" warnen. Auch heute noch werden von kritiklosen Freunden oder gewissenlosen Verlegern aufs unverantwortlichste die schnellbereiten Unberufenen in ihren schriftstellerischen Illusionen bestärkt und aus dem sichern Hafen ersprießlicher bürgerlicher Tätigkeit auf die ungewisse See der Kunst gelockt.

Ist das Literaturangebot quantitativ viel zu hoch, so deckt es sich auch qualitativ nicht mit der Nachfrage. Es entspinnt sich etwa folgendes imaginäre Gespräch zwischen den Konsumenten und den Produzenten, zwischen Publikum und Dichter: „Einen Roman, bitte." — „Wollen Sie nicht lieber diesen Band Gedichte?" — „Ich bin ein bisschen abgespannt. Verschaffen Sie mir eine wohlige, etwas pikante, leicht eingehende und auch leicht wieder ausgehende Sophalektüre." — „Wie können Sie solch dünnflüssiges Zeug verlangen! Hier das hat Gehalt. Sie müssen sich erst hineinlesen, aber welche Erschütterungen, welche geistige Neugeburt werden Sie erleben!" — „Bleiben Sie mir vom Leibe damit! Das will ich ja gerade nicht; und auch wenn ich wollte, nach der geschäftlichen Plackerei von früh bis spät bin ich viel zu müde. Liefern Sie mir meine Verdauungslektüre. Sie wollen nicht? Gut, es werden sich schon andere bereit finden." — „Aber ich muss doch existieren können! Ich brauche Ihr Geld." — „Ich aber brauche Ihren Geist nicht. Basta." —

Eine Voraussetzung der Wirkung eines geistigen Werkes war wohl von je, dass es dem Aufnehmenden geistig überlegen sei. Die Wirkung wird aber da wieder verunmöglicht, wo es allzu hoch über ihm steht, so dass sich der Kontakt verliert. Das heutige Publikum gleicht einer Pyramide, aus unzähligen Stufen des Verständnisses zusammengesetzt. Je höher die Stufe, um so kleiner der Querschnitt. Alle diese Schichten gleichzeitig zu befriedigen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit, ja die Spezialisierung geht so weit, dass jede deutsche Zeitschrift, von der *Neuen Rundschau* zur *Gartenlaube* und tiefer hinunter, für ein ganz bestimmtes geistiges Niveau berechnet ist. In einer Sprachgemeinschaft von 80 Millionen sind auch die höchsten Schichten noch breit genug, ein periodisches Blatt zu erhalten; schwieriger sind seine Existenzbedingungen in einer kleineren Sprachgemeinschaft; da müssen die Leser verschiedener Stufen unter einen Hut gebracht und gleichzeitig mit einer gediegenen Novelle die Albernheiten des Briefkastenonkels serviert werden.

Der einzelne Schriftsteller aber muss sich sagen: je flacher ich schreibe, um so breiter mein Publikum, um so größer also mein Verdienst. So ergibt sich die erschreckende Einsicht: Wert und Erfolg sind umgekehrt proportional. Dass dies die Regel ist, vermögen alle Kategorien der glücklichen Ausnahmen doch nicht übersehen zu lassen. Nämlich: die Gültigkeit dieser Regel ist zeitlich beschränkt und auf die Dauer verdient Goethe mehr als die Marlitt. Ferner: ein gewisses Mindestmaß von Können oder besser von handwerklicher Routine muss auch der letzte Kolportageschmierer besitzen. Endlich können eine lange Reihe günstiger Umstände das schlimme Gesetz mildern oder sogar ins Gegenteil verkehren. Das Talent Maupassants erfüllte in glücklichster Art die Forderungen der Kunst wie des Publikums; ein so trefflicher Roman wie die Buddenbrooks erlebt bald seine dreistellige Auflageziffer; Hauptmann und Schnitzler hunderte von Vorstellungen. Freilich ist es noch sehr die Frage, ob es die wesentlichen oder nicht vielmehr zufällige und außerkünstlerische Qualitäten sind, denen solche Talente ihren Erfolg zu verdanken haben.

Das Geld sagt zum Geist: ich brauche dich nicht; ob der Geist dem Geld dasselbe zur Antwort geben kann, das hängt vom Einzelfall und vom Zufall ab, davon, ob der Schriftsteller vom Verdienst seiner Feder unabhängig ist. Das ist die Ausnahme und,

wenigstens soweit in diesen Dingen ein Werturteil möglich ist, die glückliche Ausnahme. Wenn das Publikum es für den Künstler für sehr gesund hält, ein bisschen zu hungern, so wird man gegen solche Roheit protestieren; wenn ein Mann wie Paul Ernst den Daseinskampf für eine wesentliche, fast unentbehrliche Feuerprobe des Talentes hält, so ist der wahre Kern darin nicht zu verkennen; aber jedenfalls sind mehr große Talente durch pekuniäre Not zugrunde gegangen als durch Wohlleben und Bequemlichkeit.

Nehmen wir nun den glücklichen Ausnahmefall: Ein Schriftsteller ist Herr seiner selbst, seiner Zeit, seines Geldes. Er debütiert mit ein paar Gedichtbänden, Stiltragödien, feinen stillen Essays. Die Wirkung? Ein paar Dutzend mündliche oder schriftliche Bestätigungen seines Talentes von namhaften Kennern; aber dabei bleibt's; seine Dramen werden von den Bühnenleitungen unter lebhaftem Bedauern als „zur Aufführung ungeeignet" zurückgeschickt; von seinem besten Gedichtband werden im ersten Jahre 25 Exemplare verkauft, im zweiten 10, ein Gewinn von ein paar Dutzend Franken; seine Essays sind den gelesensten Zeitschriften das einemal zu lang, das anderemal zu schwer verständlich. Kein Hahn kräht nach ihm; kein Echo ertönt, keine Resonanz. Er hat sein bestes geboten, niemand hat es genommen: es war zu gut.

Wird ihm das gleichgültig bleiben — bleiben dürfen? Zwar ist es gewiss die tiefere Wahrheit: wenn nicht der Schriftsteller, so schreibt doch der Dichter in erster Linie für sich, und würde er, der Nimmerwiederkehr gewiss, als einsamer Robinson auf eine Insel verschlagen, sein Liederquell sprudelte weiter. Aber würde ein Schiller da noch seine Dramen schreiben? Auch die größten Schöpfer sind darin sehr verschieden: die einen arbeiten einzig aus innerem Bedürfnis, bei den andern und namentlich wo die Werke lange Ausdauer erheischen, spielt mächtig mit das Begehren, nach außen zu wirken, zu beglücken, ja auch von dieser Wirkung etwas zu erfahren, lobende Rezensionen, ehrenden Lorbeer. Verlangte doch auch ein Beethoven klatschende Hände. Und was ist einem zoon politikon natürlicher als dies Bedürfnis nach Wechselwirkung?

Unser Dichter wird also Enttäuschung und Traurigkeit zu verwinden haben; er wird die Leiden der Einsamkeit erfahren, und am Ende könnte er Wirkung und Wertung haben, wenn er nur wollte! Soll er seine siebente Stiltragödie schreiben, oder nicht

lieber jenen andern Entwurf ausführen, der ihm zwar etwas weniger am Herzen liegt, oh nur ein klein bisschen weniger: ein Gesellschaftsstück. Er schreibt es mit bestem Können. In der Tat, es bleibt nach langen Wanderungen durch die Dramaturgenhände irgendwo hängen und — fällt durch! Aber das ist doch schon ein Erfolg, und wenn man zehnmal durchgefallen ist wie Herbert Eulenberg, so fällt man sich schließlich zur Berühmtheit durch. Die Leute wissen doch, man existiert. Unser Dichter hat nicht vergebens den Theaterproben beigewohnt; er weiß: etwas mehr Spannung, weniger Finessen, die auf der Bühne doch verloren gehen, etwas mehr Abwechslung und derbe Lustigkeit — und er hat den Erfolg in der Tasche. Was vergibt er sich damit? Hat er das dumme Publikum erst gewonnen, so wird es auch seine weniger mundgerechten Pillen schlucken. Er wird zehnmal an die Rampe gerufen, die großen Blätter bringen glänzende Besprechungen, die *Woche* sein Bild; fünfzig Bühnen nehmen sein Stück an. Nützen Sie die Konjunktur aus, schreibt der Theatervertrieb; schmieden Sie das Eisen solange es heiß ist! Und er schmiedet in aller Eile; das Stück wird ihm halb fertig aus den Händen gerissen, und seine eigene Zufriedenheit steht in umgekehrtem Verhältnis zum Entzücken seiner Zuschauer. Selbst eine seiner Stiltragödien wird jetzt „entdeckt“ und bringt es zu einem Achtungserfolg. L'appétit vient en mangeant, und welche Qual ist es, den hungrigen Rachen des Publikums mit neuen Stücken zu stopfen; gut genug, wenn man ihm rohe Stücke vorwirft. Nur jetzt kein Misserfolg! und er bringt einen Roman, über den die Sachverständigen die Nase rümpfen: „mit dem geht's auch bergab, auch schon!“ aber er bringt es zu fünfzig Auflagen. Und als er endlich wieder etwas Reines und Starkes schreiben will, kann er nicht mehr. Die alte Geschichte vom Teufel und dem kleinen Finger.

Ein häufiger Fall, ein menschlicher Fall. Und wie viel begreiflicher und entschuldbarer wird dieser Abstieg, wenn die Kunst nach Brot gehen muss, wenn des Schriftstellers Vermögen in seiner Frau und fünf Kindern besteht. Welche ewige Einschränkung, welche Schuldenwirtschaft, welche Entsagungen! Kein Geld fürs Theater, kein Geld für die so nötige Erholung und Ausspannung, für eine bessere Erziehung der Kinder. Und dieser Gehetzte, hinter dem das Gespenst der Not lauert, der nie innehalten darf, ohne

von ihm ereilt zu werden, soll seine Werke ausreifen, ausfeilen, ausbauen! Sein Künstlersinn treibt ihn in ein Minimum von Worten ein Maximum von geistigem Gehalt zu pressen, und er weiß doch, sein Feuilleton wird nach der Zeile bezahlt, sein Geist wird — wörtlich — mit dem Meterstecken gemessen; er braucht nur Wasser in seinen Wein zu schütten, und der Misère ist abgeholfen. Also: je schlechter die Ware, um so höher der Preis; je weniger Mühe, um so größerer Lohn. Ein so tolles Parodoxon ist nur möglich, wo materielle und ideelle Werte, Geld und Geist, tragikomisch aneinander gebunden sind. Ist es nicht seine nächste Pflicht, seine Familie zu erhalten? Wie aber, wenn dies nur durch Verrat am beruflichen Gewissen möglich ist? Besser jedenfalls diese Höllensituation vermeiden, sich als Lehrer, Redaktor, oder meinetwegen Kanzlist um ein fixes Einkommen ins Joch spannen und auf den Geist verzichten, statt ihn als „freier Schriftsteller" zu Tode zu hetzen. Frei! Es klingt wie Hohn, und es bleibt eine bittere Ironie, dass die Literatur in dem Augenblick, wo sie ihre nominelle Freiheit und Mündigkeit durchgesetzt hat, in die faktische Abhängigkeit der materiellsten und brutalsten aller Mächte geraten ist. Wie ein Bleigewicht hängt sich die materielle Forderung an den Geistesflug des literarischen Schöpfers. Es beginnt mit Konzessionen, es endet nicht selten mit völliger Prostitution.

(Schluss folgt.)

□□□

DAS GÄRTCHEN

Skizze von LUIGI LUCATELLI

Vor vielen Jahrhunderten, als die elenden Häuser des mittelalterlichen Rom zwischen den berühmten Ruinen der Hügel emporkletterten, wurde dieser kleine Fleck Erde eingeschlossen zwischen vier armseligen Wohnstätten; der Wind wehte zwei oder drei Geißblattsamen hinein; ein Marmorist, der dort arbeitete, pflanzte ein paar Orangenbäumchen und ließ daselbst eine uralte Bildsäule stehen, die tief im Erdboden stak.

Dann fielen lange Jahre hindurch die Blätter und starben auf der Erde, indem sie sie mit ihrer Verwesung düngten; das Elend der umstehenden Häuser ließ Tag für Tag irgend einen Unrat herunter-